



Der Regen kam in Strömen, wochenlang, fast trotzig.

Und doch bleibt die Sorge.

In den französischen Deux-Sèvres, einer Landschaft im Nordwesten Frankreichs, die von Landwirtschaft lebt und vom Wetter abhängt wie andere von Börsenkursen, hat sich eine leise, aber hartnäckige Unruhe breitgemacht. Es ist nicht mehr der trockene Hochsommer allein, der die Gemüter erhitzt. Die Unsicherheit beginnt früher, viel früher – bereits im Frühjahr, wenn die Felder eigentlich Hoffnung tragen sollten.

Ein Landwirt beschreibt es mit einem schiefen Lächeln: „Früher wusste man ungefähr, woran man ist. Heute? Keine Ahnung mehr.“ Ein Satz, der beiläufig klingt, aber schwer wiegt.

Der Winter 2025/2026 war außergewöhnlich. Regen im Überfluss, gesättigte Böden, volle Flüsse – stellenweise sogar Überschwemmungen. Meteorologisch betrachtet ein Ereignis, das statistisch herausragt. Doch kaum sind die letzten Pfützen versickert, folgt die nächste Wendung. Mitte April greifen bereits erste Wasserbeschränkungen. Ein Widerspruch? Auf den ersten Blick, ja. In der Praxis längst Alltag.

Denn Wasser ist nicht gleich Wasser. Und manche Böden brauchen langsamen – stetigen regen. Kein Starkregen, der sofort abfließt und die Erde auswäscht.

Was als Starkregen fällt, bleibt nicht unbedingt. Es fließt ab, rauscht durch begradigte Gräben, verschwindet schneller, als es sich im Boden festsetzen kann. Die Landschaft hat sich verändert, leise, über Jahre hinweg. Feuchtgebiete sind verschwunden, natürliche Speicher geschrumpft.

Für Landwirte bedeutet das Stress. Nicht der laute, spektakuläre Stress, sondern dieser zermürbende, der sich durch jede Entscheidung zieht. Wann säen? Wie viel bewässern? Reicht es noch? Fragen, die früher Routine waren, wirken heute wie ein Glücksspiel.

Gerade die Monate April und Mai gelten als heikel. Die Pflanzen stehen am Anfang ihres Wachstums, empfindlich, abhängig von stabilen Bedingungen. Bleibt der Regen aus, gerät alles ins Wanken. Zu viel Wasser zuvor hilft da wenig – im Gegenteil. Nasse Böden verzögern die Arbeit, schädigen die Struktur, und wenn es dann trocken wird, fehlt die Reserve.

Man steckt fest zwischen zwei Extremen. Zu nass, dann zu trocken. Kein Rhythmus mehr, nur noch Brüche.



Das ist es, was viele in der Region umtreibt: Nicht die einzelne Dürre, sondern die Unberechenbarkeit. Ein Zustand, der sich nicht planen lässt. Landwirtschaft aber lebt von Planung – von Zyklen, von Erfahrung, von Wiedererkennbarkeit. Fällt das weg, bleibt Unsicherheit. Und die frisst sich tief ins Gemüt.

Klar, man kann über Lösungen sprechen. Über Wasserspeicher, über neue Anbaumethoden, über politische Strategien. Doch auf dem Feld zählen andere Dinge. Ertrag, Kosten, das nackte Überleben eines Betriebs. Da geht es nicht um Ideologie, sondern ums Durchkommen. Ganz schlicht.

Und genau darin liegt die Brisanz.

Die Dürre ist kein fernes Szenario mehr, keine Ausnahme. Sie ist eine Möglichkeit, die jederzeit eintreten kann – selbst nach einem regenreichen Winter. Vielleicht ist das die eigentliche Zäsur: Nicht der Wassermangel an sich, sondern das Gefühl, dass nichts mehr verlässlich ist.

Ein Landwirt blickt über seine Felder, prüft den Boden zwischen den Fingern, schaut kurz in den Himmel. Dann sagt er leise: „Wenn es jetzt schon so anfängt, wird das ein langer Sommer.“

Man versteht sofort, was er meint.

Autor: Christine Macha